

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 11

Artikel: Zürich in den Tagen des Straussenhandels : nach Victor Hugo
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zürich in den Tagen des Straußenhandels.

Nach Victor Hugo.

Die folgende köstliche Reminiszenz mußte wegen Stoffandrangs bis heute zurückgestellt werden.

Am späten Abend des 8. Septembers 1839 kam, von Basel her, Victor Hugo in Zürich an. Er erzählt davon im dritten Band seiner Reisebriefe vom Rhein. Vom Straußenputz, der zwei Tage zuvor Zürich und die ganze Schweiz in Aufregung versetzt hatte, war ihm schon auf der Reise dies und das berichtet worden. Die Stadt war noch nicht ruhig. Die Sache, als politische und als kirchliche Angelegenheit, scheint ihm gleichgiltig gewesen zu sein; nur was er sieht, ist ihm wichtig neben den Dingen aus ferner Vergangenheit, die seinen lebhaften geschichtlichen Sinn fesseln, und deren große Zusammenhänge ihn stetsfort zu Betrachtungen anregen. Im berühmten Gasthaus zum Schwert auf der Gemüsebrücke schreibt er an den Pariser Freund, der, wenn er wirklich gelebt hat, gedacht haben mag, der reisende Dichter habe den Sturm in der Limmatstadt mit angesehen und nicht nur die Nachwehen gesehen.

Die geographische Bedeutung und die geschichtliche Größe der Landschaft um Brugg hat ihm Eindruck gemacht. Die Postkutsche rollte über den Bözberg, in Fried hatte man gefrühstückt. „Mit einem Mal stößt man auf eine Baumgruppe neben einem Wirtshaus (vermutlich ist von den noch heute viel bemerkten Bierlinden über Umiken=Schinznach die Rede), und die Straße sinkt ins strahlende Aaretal ab . . . Brugg, schönes Städtchen, malerisch zusammengedrückt in Wälle und Zinnen, mit der Brücke über die Aar. Das Auge gleitet die geschwungene Höhe hinauf und haftet an einer Burgruine. Diese Ruine ist die Habsburg, die Wiege des Hauses Osterreich. Lange schaue ich nach dem Turme hin, aus dem sich einst der zweiköpfige Adler aufgeschwungen hat. Die in Felsen eingezwängte Aare zerklüftet den Hintergrund. Diese herrliche Landschaft ist einer der großen Schauplätze der Geschichte. Hier hat sich Rom geschlagen: des Vitellius Schicksal zermalmte das des Galba. Hier ward Osterreich geboren. Ein einfacher elsässischer Edelmann namens Rabbot hat im elften Jahrhundert die jetzt zerfallende Feste erbaut; von ihrer Höhe ergießt sich über die ganze neuere Geschichte der gewaltige Strom von Erzherzogen und Kaisern.“ Der fremde Fahrgast im Schnellzug weiß kaum, wo er ist, und macht große Augen, wenn ihm ein heimatbegeisterter Mitreisender den Turm auf der lang hingestreckten Jurafalte als Rudolfs von Habsburg Stammsitz kündigt; anders der Romantiker des Jahres 1839, er atmet gleichsam den Geist ein, den die Landschaft und ihre Vergangenheit ausströmt.

„Die Dörfer des Kantons Zürich sind wirklich bemerkenswert. Prachtvolle dreigeteilte Stroh Häuser: auf einer Seite die Behausung für die Menschen, in Holz und Mauerwerk, drei Reihen niedrige Fenster mit Büzen-

scheiben, am entgegengesetzten Ende die Stallungen aus Brettern, dazwischen der Schopf mit großer Einfahrt; unter der First, die sich mächtig aufbaut, Kornspeicher und Scheune. Drei Häuser also unter Einem Dach — das ist das Zürcher Bauernhaus. Wie Sie sehen, der reinste Palast.“ So beschreibt Victor Hugo das dreisäßige Alemannenhaus, dem er freilich nicht erst „im Kanton Zürich“ begegnet ist, denn er kam ja aus der badischen Ebene, von Basel, durchs Fricktal und den Aargau. Aber wie mancher bemerkt überhaupt nichts von solchen Dingen, selbst auf viel längern Strecken.

Der Dichter war eingeschlafen, es war Nacht geworden. Er erwachte, als der Wagen über eine gedeckte Holzbrücke mit gewaltigem Getöse in Zürich einfuhr. Fackelschein, gespenstisches Wesen, militärisches Getöse. Das Bild, das von Zürich entworfen wird, ist nicht sehr gewinnend; außer dem See wird kaum etwas gelobt, wir sind gewohnt, von den fremden Reisenden anders behandelt zu werden. Vor allem der ehrwürdige Gasthof zum Schwert wird von Victor Hugo übel beschrieben. Hier „wird der Reisende nicht bis zum Weißbluten geschöpft, aber man zieht ihm mit Sachkunde das Fell über die Ohren. Der Wirt berechnet einem den Blick auf seinen See mit täglich acht Franken das Fenster. Die Kost im Schwert hat mich an einen Vers von Konrad erinnert, der, scheint es, einmal elend schlecht zu essen bekommen hat:

La vie est attelée,

A deux mauvais chevaux, le boire et le manger.

Schlechter als im Schwert in Zürich sind die beiden Klepper nirgends.“

Der Dichter verließ denn auch in der Folge die anscheinend so unbehagliche Stätte und mietete irgendwo in der Stadt ein Zimmer, bemerkt freilich dazu: „Das üble Gasthaus bin ich los, aber den See ebenfalls. Zuweilen tut mirs leid um das elende Essen und gleichzeitig um die herrliche Landschaft.“ Das „kalte und öde Zimmer“, in dem er nun haust, gefällt ihm wieder nicht, besonders nicht bei Regentwetter.

Vom „Schwert“ aus, in jener ersten Nacht, hatte der eben Angekommene das Echo des politischen Umsturzes vernommen. Es ist das erste, worüber der Brieffschreiber berichtet:

„Ich bin in Zürich. Eben hat die Turmuhr (wohl vom nahen St. Peter) vier geschlagen, dazu ertönen Trompetenstöße. Ich vermeinte Tagwacht zu hören und öffnete das Fenster. Aber es ist dunkle Nacht, und dabei schläft niemand. Die Stadt Zürich gleicht einem gestörten Bienenschwarm. Die Holzbrücken dröhnen unterm Takttritt der Bataillone, die im tiefen Dunkel wie Schattenreihen vorüberhuschen. Auf den Höhen Trommelschlag. Kriegsgesänge der Alpenbewohner („des Marseillais alpestres“) ertönen in den Gassen, vor den erleuchteten Aneipen. Zürcher Waffenröcke üben auf dem kleinen Platz neben dem „Schwert“, wo ich wohne; ich höre auf französisch befehlen: „Portez arme! Arme bras!“ (sic!)

Im Zimmer neben dem meinen singt eine Mädchenstimme ein zartes ein-töniges Heldenlied; ich errate die Worte aus der Singweise. Im Glockenturm ein erhelltes Schalloch, ein zweites an den Helmen der Großmünstertürme. Meine Kerze beleuchtet im Flackern etwas wie ein blauweißes Sternenbanner, das am Ufer aufgepflanzt ist. Gelächter, Zurufe, Türenschlagen, allerlei Gerassel. Schattengestalten hier und dort. Fröhlicher Kriegslärm hält dieses kleine Volk wach. Unterm Sternenhimmel flüstert geheimnisvoll und mächtig der See bis an mein Fenster heran alle die Worte von Ruhe, Sanftmut und Frieden, die Natur dem Menschen zuzuraunen liebt. Auf den Wellen steigt und zerfließt der tiefdunkle Metallglanz der Nacht. Ein Hahn kräht, und ganz oben, links überm Großmünster, zwischen den schwarzen Türmen, erglänzt Venus gleich einer Lanzenspitze zwischen zwei Schießscharten.

„In Zürich ist nämlich Revolution. Die kleinen Städte wollen es den großen gleichtun: jeder Marquis will einen Bagen haben. Die Zürcher haben ihren Bürgermeister umgebracht und ihre Regierung gestürzt. Und weil sie mich denn geweckt haben, so will ich an Sie schreiben. Das Ihr Anteil an dieser Revolution.“

So sah der beredte Schilderer gewaltiger Straßenschlachten, der Schöpfer Gavroches und Jean Valjeans, für die freilich der Zürcher Schauplatz zu klein war, unsern lieben Zürichputsch, den wir längst vergessen hätten, wenn wir Größeres zu berichten wüßten, und wenn es nicht doch damals um Tieferes gegangen wäre, wovon der Sänger der „Soldats de l'an deux“ und andre heldenhaften Angelegenheiten freilich nichts ahnte.

Und sonst? „Ich bin etwas enttäuscht“, heißt es nach dem Erwachen am Morgen. „Zürich gewinnt nicht im Tageslicht, die nächtlichen Bilder gefielen mir besser. Die Großmünstertürme sind scheußliche Pfefferbüchsen. Fast alle Häuser sind glatt geschabt und weiß getüncht. Aber schön ist der See und in der Ferne der Alpenwall wundervoll; dieser gleicht aus, was der von weißen Häusern und grünen Anpflanzungen gesäumte See für mein Auge allzu Liebliches hat.“

* * *

Dem aus seiner Weltstadt kommenden Franzosen erscheint offenbar Zürich in allem allzukleinlich. Die schmucklosen Wohnhäuser der sparsamen Patrizier — in Basel mag der Reisende Stattlicheres an schweizerischen Bürgerbauten gesehen haben — muß er ärmlich finden, und was der eben zur Herrschaft gekommene Liberalismus baut, ist nicht nach seinem Geschmack: Barock sowohl wie Empire sind nicht mehr lebendig.

„Eben bin ich in einer Gondel spazieren gefahren, — einer Art Wasserdrotsche zu fünfzehn Bagen die Stunde. Die drei Franken, die ich da in den See geworfen habe, tun mir eigentlich leid. Alles schön, aber gar zu freundlich zurecht gemacht. Sie haben da ein Neu-Münster, das sie einem mit Stolz zeigen, es sieht aus wie die Kirche von Pantin. Die Zürcher

Ratsherren wohnen in Gipsvillen, die wie die Aneipen von Baugirard aussehen. Mein Gott, sogar einen Omnibus sah ich, wie in Passy; da wundere ich mich nicht mehr, daß die Kerle Revolution machen.

„Zum Glück ist das Seewasser durchsichtig. Ich sah in der Tiefe die sich spiegelnden Berge mit ihrem Kranz von Wäldern, und in meiner Ruderkutsche war mir zumute wie Noah am Fenster seiner Arche . . .“

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

„Die Stadt muß denen gefallen, die das Seminar von Saint-Sulpice bewundern. Zur Zeit werden Prunkgebäude im Stil der Madeleine und der Wache am Boulevard du Temple aufgeführt.“ Immer die Vergleiche mit der nun einmal nicht vergleichbaren Weltstadt! „Ich bin nicht würdig, Zürich zu bewundern (fühlt der Brieffschreiber, daß ihm dazu etwas fehlt?), — abgesehen etwa von dem romanischen Portal des Großmünsters, vereinzelten Häusern, die sich zwischen den andern verlieren, zwei Kirchtürmen und drei oder vier Befestigungstürmen, deren einer, unförmlich dick, dem pantagrueischen Bauch eines Bürgermeisters gleicht —“ so schaut uns aus Bildern jener Zeit das einstige Kennwegtor an.

* * *

„Die Reben liegen schön an der Sonne“, heißt es dann wieder versöhnlich, „es gibt Zürcher Wein und Zürcher Weizen.“

Und im See bespiegelt sich die reisende Frucht.

Aber ganz gut scheint die Laune nicht mehr geworden zu sein. Im leeren Schrank seines öden Gemaches findet der Bewunderer des großen Korsen ein vergilbtes und verstaubtes Heft, das sich als eine 1814 in Paris gedruckte Schmähchrift gegen den endlich erlegten kaiserlichen Adler erweist. Nun ist der große Poet und noch größere Rhetor in seinem Element. Die unglaublichen Anstrengungen des Libellisten, selbst den Feldherrn, der „Buonaparte“ immerhin war, herabzusetzen, liefern Stoff für einen beredten Erguß von drei Seiten. Mit dem Bewußtsein, eine Ungerechtigkeit gerächt, einen Geschmähten verteidigt zu haben (der es freilich nicht nötig hatte), kann der große Claironbläser der Romantik Zürich verlassen, um sich dem Rheinfall zuzuwenden.

E d u a r d B l o c h e r.